

Freiheit und Heimat

Haus der Begegnung, 1. Oktober 2008

Nach dem Eigenen, nach der Identität, nach der Heimat zu fragen, ist gar kein leichtes Unternehmen. Was ist die Identität des Österreichers oder des Tirolers? Ist es das Typische der Leute hier? Ist mit der Identität das Wesentliche gemeint, der unaufgebbare Kern, wofür die Leute den Kopf hinhalten würden? Oder ist mit der „Identität“ das gemeint, wonach ich Heimweh habe, wonach ich mich in der Fremde, im Ausland sehne? Ist es der Geschmack des Brotes, des Specks und des Schnapses, ist es die Landschaft zwischen Kufstein und Oberem Gericht, zwischen Außerfern und Osttirol, zwischen dem Karwendel und dem Trentino, zwischen Ortler und Dolomiten? Ist Heimat mit den Bergen verbunden, mit den Flüssen und mit den Kapellen und Kirchen? Wenn ich auf Berge steige, z.B. auf das Zuckerhütl, dann hat Heimat etwas mit der Landschaft, mit den Bergen, mit den Tälern zu tun. Sind es die großen Söhne und Töchter, die großen Landesherren wie die Habsburger oder Landesmütter wie Margarete Maultasch? Sind es der Klang der Sprache und die Kleidung, die Schützen und die Musikkapellen, sind es die Feste der Kindheit, das Kirchenjahr mit den Weihnachtsbräuchen, der Rorate, den Wallfahrten, den Krippen, den Heiligen Gräbern, den Herz-Jesu-Feuern? Oder ist es das Freiheitsbewusstsein zurückgehend auf die Bauernkriege und auf die Tiroler Freiheitskämpfe?

Ist Heimat und Identität das, worauf wir stolz sind, was Vertrautheit und Sicherheit auslöst und bewirkt, wo wir eine innere und äußere Zugehörigkeit empfinden? Sind es die Wurzeln unserer Herkunft, unserer Sprache, unserer Gewohnheiten, unserer Beziehungen und Freundschaften? Ist Heimat schlicht und einfach das, was verstehen, was das „Meinige“ bzw. das „Unsrige“ ist?

Im Spannungsfeld zwischen Herkunft und Zukunft

Zur Heimat gehört die Tradition, gehören gemeinsame Wurzeln. „Die innere Realität eines Menschen besteht im Verhältnis zwischen der Vergangenheit und seiner Zukunft: Wer ihm die eine oder die andere raubt, fügt ihm den größtmöglichen Schaden zu. Ganz wegschaffen, was ich gewesen bin: Entwurzelung, Herabsetzung, Versklavung. Hinsichtlich der Zukunft: Todesurteil.“ (Simone Weil) Der Raub der Vergangenheit führt zu Entwurzelung und Versklavung. Positiv gewendet: Das Gedächtnis

gehört zu unserem Leben in der Zeit. Gedächtnisschwund kann so weit führen, dass ein Mensch von seiner Vergangenheit wie abgeschnitten ist: Er weiß nicht mehr, wer er ist. Wer das Gedächtnis verliert, verliert die Orientierung. Entwurzelt können einzelne oder Gesellschaften sein, weil andere ihnen die Tradition rauben und kaputt machen. Das wurde in vielen Kriegen versucht. Die Sieger wollten die Unterlegenen dadurch demütigen und auf Dauer schädigen, indem sie ihnen das gemeinsame Gedächtnis, die Kultur und auch die religiöse Basis entzogen. [In Klammern: der aufgeklärte Staatsabsolutismus der Franzosen und Bayern wollte mit einem durchaus totalitären Anspruch die Religion der Tiroler kolonisieren. Und es wurden in dieser Zeit zahlreiche Kunstwerke z.B. von Michael Pacher nach München in die dortige Pinakothek transportiert. Auch der Louvre in Paris ist voll von Raubgut aus der napoleonischen Zeit.]

Auflösung der Tradition geschieht auch dadurch und in der Gegenwart häufiger, weil Menschen oder Gesellschaften selbst eine Entwicklung nehmen, in der die Tradition keine Rolle mehr spielt, weil sie sich einlullen lassen und so andere Werte oder auch Unwerte das Gewachsene ersticken oder überlagern. „Die Güter der Gerechtigkeit, der Wahrheit, der Schönheit ... brauchen Zeit, Beständigkeit, ‚Gedächtnis‘, oder sie degenerieren.“ (Dietrich Bonhoeffer) Wer die Tradition vergisst und entwurzelt wird, der wird entweder depressiv oder aggressiv.

Wir brauchen Bräuche

Die Kirche kennt Traditionen und Bräuche verschiedenster Art und sie lebt davon: von Sonntagen und Werktagen, von Weihnachten und Ostern, von Heiligenfesten und Namenstagen, vom Zug der Sternsinger und von den Lichtern am Adventskranz, von Taufe, Hochzeit, Beerdigung und dem Sakrament der Versöhnung. Wie es besonderer Zeiten und Zeichen bedarf, so auch eigener „Zonen“, d.h. besonderer Räume: die stille Kapelle, die Kirche, früher oft der „Herrgottswinkel“ bzw. das Kreuz oder ein religiöses Bild in einem Zimmer. Es gilt, Räume so einzurichten, dass ihre Atmosphäre hilft zu finden, was man sucht: Ruhe, Geborgenheit, Schlichtheit oder auch Feierlichkeit, Lebensraum, Gegenwart, Begegnung.

Wir brauchen Bräuche! Der Mensch braucht Bräuche wie das tägliche Brot. Es klingt überraschend und ist es dann doch nicht, wenn im Lexikon als Sprachwurzel für „Brauch“ angegeben wird: Nahrung aufnehmen, verwenden, genießen. Die Urbitte:

„Und gib uns unser täglich Brot“, heißt: Gib, was wir heute und jeden Tag zum Leben brauchen. Auf eine gute Weise drückt in der Erzählung „Der kleine Prinz“ von Antoine de Saint-Exupéry der Fuchs die Brauchbarkeit von Bräuchen aus: „Es wäre besser gewesen, du wärest zur selben Stunde wiedergekommen, sagte der Fuchs. Wenn du zum Beispiel um vier Uhr nachmittags kommst, kann ich um drei Uhr anfangen, glücklich zu sein. Je mehr die Zeit vergeht, umso glücklicher werde ich mich fühlen. Um vier Uhr werde ich mich schon aufregen und beunruhigen; ich werde erfahren, wie teuer das Glück ist. Wenn du aber irgendwann kommst, kann ich nie wissen, wann mein Herz da sein soll ... Es muss feste Bräuche geben. ‚Was heißt fester Brauch?‘ fragte der kleine Prinz. ‚Auch etwas in Vergessenheit Geratenes‘, sagte der Fuchs. ‚Es ist das, was einen Tag vom anderen unterscheidet, eine Stunde von den anderen Stunden. Es gibt zum Beispiel einen Brauch bei meinen Jägern. Sie tanzen am Donnerstag mit den Mädchen des Dorfes. Daher ist der Donnerstag der wunderbare Tag. Ich gehe bis zum Weinberg spazieren. Wenn die Jäger irgendwann einmal zum Tanze gingen, wären die Tage alle gleich und ich hätte niemals Ferien.‘ So machte denn der Fuchs den kleinen Prinzen mit sich vertraut.“

Sicher: Bräuche sollen nicht zum bloßen Ritual erstarren, es geht auch nicht um reine Folklore, schon gar nicht um die kommerziell orientierte Aufführung für Gäste. Es wäre aber fatal, wenn mit den Bräuchen und Trachten auch die Liebe zum Leben, der gute Stolz auf die Heimat, die Zusammengehörigkeit und die innere Verbundenheit sowie auch die Tradition des Glaubens und des Betens weggeworfen werden würden. Es wäre ein großer Verlust an Menschlichkeit, eine Verarmung in den Beziehungen und auch eine Ausdünnung des christlichen Glaubens.

Netzwerke und Gemeinschaften

„Heimat ist nicht an Ländereien gebunden, Heimat ist der Mensch, dessen Wort wir vernehmen und erreichen.“ (Max Frisch) Wer keinen Menschen hat, wer nicht verstanden wird, wer keine lebendigen Beziehungen kennt und vereinsamt, der fühlt sich allein gelassen und eben auch nicht daheim. Zur Heimat gehört das Miteinander, die Gemeinschaft, gehören Netzwerke wie die Schützen, die Vereine oder auch die Pfarren. Die größte Gefahr für dieses gemeinsame Miteinander in den Dörfern, so hat mir ein Bürgermeister vor einigen Tagen gesagt, ist der Neid. Der Neid ist die Traurigkeit über das Gut, über das Glück eines anderen. Wenn es einem anderen

gut geht, so geht es mir schlecht. Wenn der andere gesund ist, so werde ich krank. Wenn der andere gewinnt, bin ich Verlierer. Es gibt das Schielen und Vergleichen, es gibt die Konkurrenz und eben den Neid, die Beziehungen nachhaltig vergiften. Aber es gibt auch viele lebendige Netzwerke der Solidarität in unserem Land - zwischen Alt und Jung, zwischen unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen und Berufen.

Zukunft haben

Zur Heimat, zur Identität, zum Eigenen eines Menschen und auch einer Gemeinschaft gehört auch die Zukunft. Heimat ist nicht ein Museum, nicht die Wiederholung des ewig Gleichen, nicht etwas Totes. Keine Zukunft zu haben bedeutet ein Todesurteil. Und das betrifft die verschiedenen Säulen der Identität wie Leiblichkeit (Gesundheit und Krankheit), Beziehungen (und Einsamkeit), Arbeit (und Arbeitslosigkeit), und den Glauben. Wenn Menschen aus wirtschaftlichen Gründen auswandern, wie es in der Geschichte Tirols immer wieder der Fall war, so geht das mit dem Verlust der Heimat einher. Heimat ist an das tägliche Brot, ist an Arbeit und tragfähige, belastbare Beziehungen gebunden, die auch in Krisen halten.

Zur Frage der Zukunftsfähigkeit gehört unweigerlich das Problem der geringen Kinderzahl in unseren Ländern. Recht schnörkellos drückt es der Franzose Yves-Marie Laulan aus: „Weil es an Kindern fehlt, ist das Land unausweichlich verdammt zu einer langsamen Agonie auf allen drei Ebenen: Wirtschaftlich, politisch, kulturell. ... Niemand setzt Kinder in die Welt, wenn er nicht an die Zukunft der Nation und des Landes glaubt.“ Was sind die Gründe? Weil man sich Kinder nicht leisten kann oder will? Weil man mit Kindern weniger vom Leben hat? Kann man sich das Leben und die Zukunft nicht mehr leisten? Weil man den Eindruck hat, mit Kindern kommt man in diesem Leben, das die letzte Gelegenheit ist, zu kurz? Oder weil man denkt, dieses gegenwärtige Leben ist das „falsche Leben“ und man könne es nicht verantworten, Kindern das zuzumuten? Kinderfreundlichkeit ist ein Gradmesser für die Menschen- und Lebensfreundlichkeit einer Gesellschaft, aber auch ein Gradmesser, wie die Zukunft einer Gesellschaft und eines Landes eingeschätzt wird. Haben Jugendliche eine Chance in dem Sinne, dass sie erwünscht sind, dass ihnen gesagt wird: Wir brauchen dich!?

Für die humane Zukunft unseres Landes ist es wichtig, dass die Gesellschaft – auch mit ihren rechtlichen Institutionen und in ihrer Verfassung – offen für die Transzen-

denz bleibt und damit auch der Wirklichkeit Gottes Raum gibt. Die Tiroler Landesverfassung hebt hervor, dass der innere und äußere Friede, die Freiheit, die Gerechtigkeit und der Wohlstand für alle nur zu schaffen sind, wenn die Verantwortung vor Gott und den Menschen wahrgenommen wird. Die Glaubensweitergabe ist eine drängende Aufgabe nicht nur für die Kirche, sondern auch für die Gesellschaft. Wir sollten die Kinder nicht um Jesus, nicht um Gott betrügen. Dialog und Toleranz gegenüber anderen fordern uns als Christen heraus, unseren eigenen Glauben zu bezeugen und zu leben. Teilweise ist das Glaubenswissen schon stark verdunstet. „Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt; aber antwortet bescheiden, denn ihr habt ein reines Gewissen.“ (1 Petr 3,15)

Heimat und Integration

Fremdenfeindlichkeit ist eine ablehnende Einstellung und Verhaltensweise gegenüber Menschen anderer Herkunft. Sie kann sich durch Furcht, Meidung, Geringschätzung, Spott oder Feindseligkeit ausdrücken, die leider und nicht selten bis zu Gewalt reicht. Die Fremden werden nicht von selbst vertraut und auch nicht selbstverständlich als Gäste aufgenommen. Dies hängt an grundsätzlichen Einstellungen zum Leben bzw. an negativen Lebensentwürfen. Alles, was im Gegensatz zum Eigenen, Nahen, Bekannten, Gewohnten und Vertrauten steht, ist dann nicht geheuer und wird als Bedrohung erfahren. Eine Sperrhaltung gegen alles Fremde, grundsätzliches Misstrauen, eine grundsätzliche Abwehrreaktion sind die Konsequenz: Wer kein Hiesiger ist, gilt als suspekt. Es ist Ausdruck von menschlicher Schwäche und nicht von Stärke, anderen Menschen und Völkern von vornherein mit Abwertung und Verdacht zu begegnen oder alle, die sich nicht angleichen und unterwerfen, ins Lager der Feinde zu verweisen. Einseitige Pauschalverurteilungen anderer Völker und Religionen sowie ausländerfeindliche Positionen sind mit unserem Glauben unvereinbar.

Viele Situationen der Gewalt, unter denen Menschen heute leiden, haben ihre Wurzeln im Unverständnis und auch in der Ablehnung der Werte und der Identität anderer Kulturen. Solche Situationen könnten oftmals durch eine bessere gegenseitige Kenntnis überwunden werden. Maßnahmen zur besseren Integration sind notwendig und wichtig. Während Migranten vor allem auf individueller Ebene große

Anpassungsleistungen erbringen müssen, fällt der Aufnahmegesellschaft die Aufgabe zu, die politischen, rechtlichen und kulturellen Institutionen so zu gestalten, dass aus Fremden gleichberechtigte Bürger werden. Wir brauchen Räume der Begegnung, wir brauchen sprachliche Fördermaßnahmen und wir brauchen ein religiöses Basiswissen. Es gibt einen Mangel an Wissen über die eigene Religion und folglich auch eine Interesselosigkeit am Wesen der anderen Religion. Dabei geht es sicher nicht um die Aufgabe der eigenen Glaubensidentität und des einmaligen Anspruches Jesu Christi. Gerade in der Begegnung mit dem Fremden werden die eigenen Wurzeln neu bewusst.

Integration ist ein beidseitiger Prozess, ein gesellschaftlicher Dauerauftrag. In vielen positiven Beispielen im Alltagsleben leisten Christinnen und Christen einen wichtigen Beitrag auf dem sicherlich noch langen Weg zu einem besseren Miteinander. Und immer wieder werden mutige Schritte gesetzt. Wir brauchen gegenseitigen Respekt. Die zahlreichen Zuwanderer leisteten ebenso ihren Beitrag zum wirtschaftlichen, kulturellen und sozialen Reichtum. Die Nationen müssen „im Namen der Würde jedes einzelnen Menschen einen zusätzlichen Schritt hin zur Integration aller in die Gesellschaft“ machen. „Davon hängt zu einem großen Teil der soziale Friede ab.“ (Papst Benedikt XVI.)

In Europa und nicht nur hier erleben wir gegenwärtig eine riesige Völkerwanderung. Die Menschen gehen nicht aus bloßer Neugier, Abenteuerlust oder Eroberungssucht von zu Hause weg. Der Fremde, der Asylant, der Flüchtling ist nicht selten der in seiner Heimatlosigkeit Entwurzelte, der Rechtlose, der Ungeborene. Sein Gesicht trägt oft die Narben des Krieges. Gott „liebt die Fremden und gibt ihnen Nahrung und Kleidung – auch ihr sollt die Fremden lieben, denn ihr seid Fremde in Ägypten gewesen.“ (Dtn 10,18f). Gastrecht, Asylrecht und Gastfreundschaft sind für die biblische Tradition insgesamt von entscheidender Bedeutung. Weil der Mensch nur Gast auf Erden ist (Ps 119,19; Phil 3,20; Hebr 13,14), soll er andere, die als Fremde zu ihm kommen, gastfreundlich aufnehmen. Im biblischen Verständnis ist es Gott selbst, der an die Tür klopft (Offb 3,20). Und „vergisst die Gastfreundschaft nicht“ (Hebr 13,2). Der Gastgeber als auch der Gast sind Gebende und Nehmende, Schenkende und Beschenkte.

Geschichte der Freiheit

Wir gedenken im Jahr 2009 der Freiheitsgeschichte unseres Landes Tirol und besinnen uns auf die geistigen Grundlagen und auf die Einheit des Landes. Freiheit braucht ein gutes Gedächtnis, ansonsten lässt sie sich leicht kolonisieren und besetzen. Das Freiheitsbewusstsein erfuhr im Verlauf der Geschichte Einfärbungen und auch Verdunkelungen. Zur Geschichte der Freiheit gehören z.B. [das](#) Tiroler Landlibell von Kaiser Maximilian 1511 sowie die Personen und Ereignisse um 1796 und 1809. Es ist aber auch eine Geschichte der Vertreibung und der Ausgrenzung der Hutterer und der Protestanten, es ist das Leiden der jüdischen Gemeinde, und es ist der Widerstand gegen Diktatur und Ideologie im Dritten Reich. Die Geschichte ist keine reine Helden- oder Sieggeschichte. Und die Tiroler waren auch nicht nur Opfer.

Im Juli 2008 war ich beim Abstieg von der Brandenburger Hütte in Rofen (hinteres Ötztal) bei der Familie Klotz. Die Familie schaut auf eine lebendige Vergangenheit zurück. So hielt sich der in Reichsacht und Bann verfallene Herzog Friedrich, genannt Friedl mit der leeren Tasche in Rofen auf und fand dort Schutz und Unterkunft. Dieser hat später - wieder zur Macht gelangt – den Rofnern das Asylrecht, die vollständige Steuerfreiheit und das Jagdrecht verbrieft. Zudem gewährte er eigenen Burgfrieden, d.h. eigene Gerichtsbarkeit, Militärfreiheit und das Recht auf das Tragen von Waffen. Diese Rechte und Freiheiten wurden noch von Maria Theresia bestätigt. Josef II., der „kleine Halunke“ wie Frau Klotz bemerkte, hat sie aufgehoben und sie wurden nie wieder eingeführt. Da ist sehr viel dabei, was viele Tiroler unter Freiheit verstehen.

Als mit dem Frieden von Preßburg 1805 ganz Tirol an das neu geschaffene Königreich Bayern fiel, kam es mit den neuen Landesherren bald zu scharfen Spannungen, da die bayerische Regierung unter Graf Maximilian von Montgelas die staatliche Kirchenhoheit beanspruchte und die Integration der neu erworbenen Landesteile in den modernen Einheitsstaat Bayern mit rücksichtsloser Härte betrieb. Montgelas, der Gründer des modernen Bayern, wurde nach der Machtübernahme Max Josephs der eigentliche Macher in der Politik.

Die Tiroler Bevölkerung empörte sich vor allem über die Eingriffe der Bayern in den Gottesdienst und in das religiöse Brauchtum. So wurden z. B. das Rosenkranzgebet, die Rorateämter, die Weihnachtsmette, die Aufstellung der Heiligen Gräber in der

Karwoche, der Wettersegnen und das Wetterläuten, die Novenen, die Kreuzgänge, das Läuten der Glocken für Verstorbene und an Feierabenden und die Einhaltung der Bauernfeiertage verboten. Die „Religionsfreiheit“ war sicher nicht das alleinige Motiv für die Tiroler Freiheitskämpfe, sie darf aber nicht übersehen werden.

Das Zweite Vatikanische Konzil erklärt im Dekret über die Religionsfreiheit (*Dignitatis humanae*)^[1], dass die menschliche Person das Recht auf religiöse Freiheit hat. Diese Freiheit besteht darin, dass alle Menschen frei sein müssen von jedem Zwang sowohl von Seiten Einzelner wie gesellschaftlicher Gruppen, wie jeglicher menschlichen Gewalt, so dass in religiösen Dingen niemand gezwungen wird, gegen sein Gewissen zu handeln, noch daran gehindert wird, privat und öffentlich, als einzelner oder in Verbindung mit anderen - innerhalb der gebührenden Grenzen - nach seinem Gewissen zu handeln. Dieses Recht der menschlichen Person auf religiöse Freiheit muss in der rechtlichen Ordnung der Gesellschaft so anerkannt werden, dass es zum bürgerlichen Recht wird. Auch haben die religiösen Gemeinschaften das Recht, keine Behinderung bei der öffentlichen Lehre und Bezeugung ihres Glaubens in Wort und Schrift zu erfahren. Schließlich ist in der gesellschaftlichen Natur des Menschen und im Wesen der Religion selbst das Recht begründet, wonach Menschen aus ihrem eigenen religiösen Sinn sich frei versammeln oder Vereinigungen für Erziehung, Kultur, Caritas und soziales Leben schaffen können.

Die Herausforderungen für die Religionsfreiheit sind auch heute gegeben: Wie steht es mit dem gemeinsamen Ausdruck des Glaubens angesichts der massiven Individualisierung von Religion? Wie ist es zu bewerten, dass sich ein Land und nicht einzelne dem Herzen Jesu weihen? Und wie wird das Recht von Muslimen auf freie und öffentliche Religionsausübung gesehen?

Autonomie oder Glaube?

Die „hartnäckige Realitätsverweigerung gründet tief. Das verborgene Gift katholischer Definitionsmacht über Lieben und Leben, das mangelnde Vertrauen in den mündigen Gott in uns selbst, die Skepsis gegenüber einer säkularen Ethik, eine autoritäre Pädagogik, die individuelle Neugierde nur wenig befördert: All diese Haltungen werden im politischen Diskurs nie in Frage gestellt, sondern eher durch hilflose öf-

^[1] Zweites Vatikanisches Konzil, *Dignitatis humanae* 2.

fentliche Phrasen einzementiert.“^[2] Dass Leben von Anfang bis zum Ende unverfügbar ist, dass Embryonen nicht instrumentalisiert werden dürfen, wird als Gift katholischer Definitionsgewalt über das Leben hingestellt, der gegenüber Autonomie und Mündigkeit hervorzuheben wären. Das ist aber ein ziemlich verkürztes und individualisiertes Missverständnis von Autonomie. Unter Autonomie versteht Immanuel Kant „die Tauglichkeit der Maxime eines jeden guten Willens, sich selbst zum allgemeinen Gesetze zu machen, ist selbst das alleinige Gesetz, das sich der Wille eines jeden vernünftigen Wesens selbst auferlegt.“^[3] Von Kant her ist Autonomie durchaus in der Spannung zwischen dem Selbst (autos) und dem Gesetz (nomos) zu verstehen. Die Selbstgesetzgebung der sittlichen Vernunft setzt durchaus einen kommunikativen Prozess mit allen anderen voraus. „Handle so, dass die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.“^[4] „[Handle so], dass dein Wille durch seine Maxime sich selbst zugleich als allgemein gesetzgebend betrachten könne.“^[5] Und der kategorische Imperativ verbietet die Instrumentalisierung und Verzweckung der anderen für eigene Interessen. In der „Zweck-an-sich-Formel“ heißt es: „Handle so, dass du die Menschheit sowohl in deiner Person, als in der Person eines jeden anderen jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchst.“^[6]

Nach Emmanuel Lévinas^[7], der als „Denker des Anderen“ bekannt ist, führt die Begegnung mit dem Anderen in seiner Uneinholbarkeit und Einzigkeit zu einer Erschütterung der je eigenen Welt. In der Erfahrung „Von-Angesicht-zu-Angesicht“ werden wir mit der Fremdheit des Anderen konfrontiert. Das eigene Ich wird dabei relativiert. Ein Selbstverständnis von einem spontanen Sich-selbst-Entwerfen und-Entfalten

^[2] Andreas Braun, Von der Wiederholung des Lebens, in: TT 18. August 2008, 2.

^[3] Akademie-Ausgabe Kant Werke IV, 444, 30-33.

^[4] Immanuel Kant, Grundgesetz der reinen praktischen Vernunft, in: Kritik der praktischen Vernunft 54.

^[5] Akademie-Ausgabe Kant Werke IV, 434.

^[6] Akademie-Ausgabe Kant Werke IV, 429, 10-12.

^[7] Totalite et infini. Dt. Totalität und Unendlichkeit. Versuch über die Exteriorität. Übersetzt von W.N. Krewani, Freiburg/ München 1987. Vgl. dazu: Walter Schaupp / Melanie Wolfers, Denken der Differenz – Leben in Achtung vor dem Anderen. Anstöße heutiger Philosophie für das Leben in einer Gemeinschaft, in: GuL 76 (2003), 254-262.

wird massiv in Frage gestellt. Diese Erfahrung kann nun unterschiedlich bewältigt werden: Man kann die Fremdheitserfahrung in einer Weise bewältigen, indem man den anderen den eigenen Anschauungs- und Denkformen unterwirft und ihn in den eigenen Weltentwurf einordnet. Oder das Subjekt erkennt seine Verantwortung an, dem Anderen als ihm selbst zu antworten. In der Anerkennung dieser Verantwortung muss es bereit sein, die eigene Verfügungsgewalt einzuschränken. Durch das Antlitz des Anderen wird der eigene Narzissmus, die ich-zentrierte Welt aufgebrochen. Der Andere kann nicht restlos in den eigenen Horizont eingeordnet werden. Echte Begegnung fordert das Herausgehen aus sich selbst, das Verlassen liebgewordener Vorstellungen, den Abschied von Bildern, in denen sich das Ich seine Welt zurechtlegt und zimmert. Angeblickt und angegangen vom Anderen in seiner Bedürftigkeit und Unerreichbarkeit ist ihm gegenüber keine Indifferenz möglich.

Sie tragen in sich aber auch eine Dringlichkeit, eine ethische Verpflichtung und Forderung, andere nicht gering zu schätzen, nicht zu verachten, nicht als Material zu missbrauchen^[8]. Bedürftigkeit, Not und Begrenztheit treten als Appell gegenüber, der Nähe, Geduld und Solidarität einfordert. Das konkrete Engagement für das Leben und die Freiheit des und der Anderen sprengt den Kerker der Ichgefangenheit und der subjektiven Verslossenheit. Das Sein-für-den-Anderen, die Proexistenz als neue Orientierung der Freiheit kommen dabei an kein Ende. Dabei bleiben die Unverfügbarkeit und das wesentliche Nicht-Begreifen des Anderen. Die Grenze des Anderen soll nicht vereinnahmt werden. Es bleibt ein Leiden an der Fremdheit. Die Fremdheit des Anderen zu respektieren, das Aushalten der Differenz als positiver Raum der Begegnung, werden zu einer Weise, in der Menschen gegenseitig ihre Würde wahren und das Geheimnis des nicht begreiflichen Gottes verehren.

Beides, das Autonomieverständnis Kants und die Erfahrung des Unbedingten im Angesicht des anderen wäre im Hinblick auf ein verkürztes Freiheitsverständnis zu bedenken.

Die italienische Philosophin Luisa Muraro^[9] macht eine andere Seite des Differenzdenkens sichtbar. Muraro denkt primär über die eigene Andersheit, über die eigene,

^[8] Vgl. dazu: Emmanuel Levinas, *En découvrant l'existence avec Husserl et Heidegger*, Réimpression conforme à la première suivie d'Essais nouveaux, Paris 4 1982, 165-178; deutsch: *Die Spur des Anderen. Untersuchungen zur Phänomenologie und Sozialphilosophie*. Übersetzt, herausgegeben und eingeleitet von Wolfgang Nikolaus Krewani, Freiburg/München 1983, 185-208.

^[9] *Sich-nicht-finden-Lassen*, in: *Die Welt zur Welt bringen. Politik, Geschlechterdifferenz und die Arbeit am Symbolischen*. Hg. von Antje Schrupp, Königsstein/Taunus 1999, 18-37.

nicht einholbare Differenz zu den anderen nach und spricht in diesem Zusammenhang von der Notwendigkeit eines „Von-sich-selbst-Ausgehens“ und „Sich-nicht-findens-Lassens“. „Von-sich-selbst-Ausgehen“ bedeutet, die eigene Differenz im Sinn der eigenen, unableitbaren Originalität zu entdecken und zur Freiheit zu finden, diese Differenz positiv zu leben. Das inkludiert eine innere Freiheit von herrschenden Meinungen und von den Zwängen der Strukturen. Es bedeutet auch, dass es in mir ein bleibendes Geheimnis gibt, das dem anderen immer unzugänglich bleiben wird. Ich werde von den anderen, von der Gemeinschaft nie ganz gefunden. Ich bin immer mehr als die Meinung der anderen über mich.

Freiheit und Barmherzigkeit

Wir sind es gewohnt, das Tiroler Freiheitsverständnis an den Freiheitskriegen abzulesen. Ich möchte aber in den Raum stellen, dass die Barmherzigen Schwestern in den Vinzentinischen Gemeinschaften genau so viel für ein rechtes Verständnis beitragen wie Andreas Hofer.

„Er sah ihn und ging weiter“, so heißt es vom Priester und Leviten, die am Wegrand den Halbtoten liegen sehen, aber nicht helfen (Lk 10,31.32). Menschen sehen und doch übersehen, Not vorgeführt bekommen und doch ungerührt bleiben, das gehört zu den Kälteströmen der Gegenwart. - Im Blick der Anderen, gerade des armen Anderen erfahren wir den Anspruch: Du darfst mich nicht gleichgültig liegen lassen, du darfst mich nicht verachten, du musst mir helfen. Jesus lehrt nicht eine Mystik der geschlossenen Augen, sondern eine Mystik der offenen Augen und damit der unbedingten Wahrnehmungspflicht für das Leid anderer. Jesu Sehen führt in menschliche Nähe, in die Solidarität, in das Teilen der Zeit, das Teilen der Begabungen und auch der materiellen Güter.

Wenn Mitleid und Barmherzigkeit eigentlich nicht sein sollen und dieses Urteil allmählich ins Bewusstsein aller einsickert, dann entspringen neue Kälteströme (Ernst Bloch). Der Kult des schönen, starken, gesunden und erfolgreichen Lebens macht die Erbarmungslosigkeit zum Prinzip und führt am Ende den Sozialdarwinismus in jeden Lebensbereich ein. Es gibt keine Sorge mehr für die, denen der Atem ausgeht; die Alten, Kranken, Behinderten werden ihrem eigenen Schicksal überlassen und aus dem öffentlichen Blickfeld verbannt. Ein isoliertes Leistungs- und Erfolgsdenken, der Kult der Tüchtigkeit verkehrt sich in Rücksichtslosigkeit. In der Evolution als ge-

sellschaftliches Prinzip herrscht das Recht des Stärkeren, bei dem die Kleinen von den Großen gefressen werden. Eine optimistische Rede vom Menschen in der Aufklärung vergisst die Opfer der Geschichte, denen keine Gerechtigkeit mehr widerfahren kann.

Freiheit und Gerechtigkeit

Im Sommer 2006 sah ich in Telfs von Karl Schönherr: Der Judas von Tirol. Die Einheit des Landes, so lese ich auch aus diesem Stück, ist auch eine soziale Frage, eine Frage der sozialen Gerechtigkeit. Die Tiroler Landesverfassung hebt hervor, dass der innere und äußere Friede, die Freiheit, die Gerechtigkeit und der Wohlstand für alle nur zu schaffen sind, wenn die Verantwortung vor Gott und den Menschen wahrgenommen wird. Die pluralistische Demokratie ist nicht ein Gebilde, das ohne weiteres gesichert ist. Sie fordert das immer neue Ringen, um der Freiheit, der Gerechtigkeit und des inneren und äußeren Friedens willen. Eine Frage der Gerechtigkeit ist die Sozialverträglichkeit der neuen Zeitstrukturen in Leben und Arbeit, z.B. im Hinblick auf die Sonntagsarbeit. Und es ist eine Frage der Gerechtigkeit kommenden Generationen gegenüber, wie wir mit der Umwelt, mit dem Lebensraum, mit der Schöpfung umgehen. Die Ursachen für die ökologische Krise sind sicher vielfältig. Deshalb ist auch an vielen Stellen der Wirtschaft, der Wissenschaft, der Politik und der Technik anzusetzen. Die Ursachen finden sich auch in unserer Lebensweise und in unseren Grundeinstellungen, die im Ansatz nicht von vornherein schlecht sind, die sich aber in Vereinseitigung oder Maßlosigkeit verhängnisvoll auswirken.

Gott und die Autonomie

Gegenüber der Religionskritik mit dem Vorwurf der Despotie und Heteronomie, aber auch gegenüber der These Hans Blumenbergs^[10], die die Neuzeit als Selbstbehauptung des Menschen gegenüber einem despotischen absolutistischen Willkürgott sieht, ist die Freiheit Gottes der Ermöglichungsgrund der Freiheit des Menschen.

^[10] Hans Blumenberg, Die Legitimität der Neuzeit, Frankfurt a. M. 1966, 108-110; ders., Säkularisierung und Selbstbehauptung, Frankfurt a. M. 1974, 187f., 201.229.

Knapp und präzise mit Thomas von Aquin formuliert: „Deus vult nos velle.“^[11] Die göttliche Vollkommenheit der Herrschaft und Allmacht Gottes zeigt sich darin, dass sie nicht als Bemächtigung und Überwältigung, auch nicht als triumphalistische Harmonisierung am Ende, sondern als Ermächtigung zum Selbstsein in Freiheit - als Mächtigwerden der Liebe - geschieht. Einzig und allein die Einheit von Liebe und Allmacht in Gott könnte das letztlich Erfüllende und Sinnverbürgende menschlicher Freiheit sein.

Die Allmacht Gottes **ist** eine Allmacht der Weisheit, der Liebe und der Freiheit. Gottes Allmacht ist seine Zuwendung zum Menschen, der dieser Liebe frei antwortet. Das wirkliche Absolut-Sein Gottes ist aufzufassen als Macht der Freiheit, auch im Raum des Endlichen die Würde einer anderen Freiheit zu erwecken und eine Kommunion zu eröffnen. Gottes Allmacht steht nicht in Konkurrenz zu Sein und Leben des Menschen, im Gegenteil: „Denn Gottes Ruhm ist der lebendige Mensch, das Leben des Menschen aber ist die Anschauung Gottes.“ (Irenäus von Lyon)^[12] Und: Gott zwingt nicht, sondern er zieht.^[13] Er sucht durch Akte des Lockens, Rufens, Beeinflussens die Menschen dazu zu disponieren und zu motivieren, seinem Aufruf in freiem Gehorsam Folge zu leisten^[14].

Dr. Manfred Scheuer, Bischof von Innsbruck

^[11] „Haec est enim voluntas Dei, scilicet quod Deus vult nos velle. Aliter enim non est bona voluntas nostra. Voluntas autem Dei est bonum nostrum.“ (Thomas von Aquin, Super epistola in Hebr 13,21 lect.3 n.769).

^[12] Irenäus von Lyon, Adversus haereses IV 20.7, zitiert nach: Gott in Fleisch und Blut. Ein Durchblick in Texten, ausgewählt und übertragen von Hans Urs von Balthasar, Einsiedeln 1981, 55.

^[13] Thomas von Aquin, De Veritate 22,8c; STh III,69,9c.

^[14] Reinhold Bernhardt, Was heißt Handeln Gottes? Eine Rekonstruktion der Lehre von der Vorsehung, Gütersloh 1999, 423.